

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 13. Dezember 1931.

Der Talmüller.

Von Wiesbet Dill.

Das kleine Kreisstädtchen liegt auf einer der Höhen der vorderen Eifel, diesem Gebirgsland links der Mosel, das sich steil zum Fußhügel senkt. Vulkanische Gebilde und große ausgebrannte Krater trömen die Hochfläche, auf der man Lava, Tuff und Bims sand findet.

Das Städtchen war in einer ehemals römischen Niederlassung, in der, der Sage nach, Kaiser Caligula geboren sein soll, entstanden. Es besaß ein Amtsgericht und ein Lehrerseminar, eine alte Kirche, halb gotisch, halb romanisch, mit stumpfem Turm, mehrere Steinbrüche und Bierbrauereien, und seine Wochenmärkte wurden von Getreide- und Viehhändlern sehr besucht. Es gab ausgezeichnete, altmodische Gasthäuser dort, in denen man noch billig lebte, und von Zeit zu Zeit kamen Prozessionen hier durch, die nach dem nahen Wallfahrtsortlein, der Schwanenflur, einem gotischen Bau aus dem 15. Jahrhundert, wallfahrteten, um dort vor der Dornenkrone der Mater dolorosa zu beten, einer Krone, die zur Zeit der Kreuzzüge auf dem Kalvarienberg bei Jerusalem gefunden worden und schon viele Wunder vollbracht haben soll.

Außer den Betern kamen auch während des Sommers einige Städter herauf, um in der pridelnden, reinen Eifel Luft ihre Herzen zu stärken. Sie mieteten sich bei den Bauern ein, oder in dem Gasthaus „Zur römischen Villa“ am Markt. Jedes Jahr im Herbst fand sich ein großer, hagerer, brünetter Herr aus der Saargegend hier ein, der im Industriegebiet ein Stahlwerk leitete und den es nach seinem hiesigen, nervösen, unruhigen Berufsleben nach diesen Höhen zog, auf denen eine frische Luft wehte und man keinen Schornstein mehr sah. Die Ruhe führte eine Stunde weit von der Stadt entfernt ihre Linien über das Hochplateau. Wenn der Stahlwerkschef eintraf, waren die meisten Fremden bereits fort und die Wälder und Landstraßen leer. Das wollte er gerade.

In seinem Ledermantel gehüllt, einen Jagdhut auf dem Kopf, schritt er des Morgens landeinwärts. Er sprach kaum mit jemand, außer mit der Wirtin und einem alten Müller, der unterhalb des Städtchens in dem grünen Taleinschnitt, der sich an Fuß der Ruine zwischen der hohen, bewaldeten Berge schob, in seiner stillen Mühle wohnte. Es war ein Einsiedler, ein Junggeheile, der sich in der Geschichte der Gegend gut auskannte, und den man tagsüber mehrbetrübte, die Pfeife rauchend, vor der Tür stehen sah.

Der Alte lebte allein mit einer Ragd und einem Knecht. Sein einziger Bruder war nach einem abenteuerlichen Leben nach Amerika ausgewandert, ohne wieder etwas von sich hören zu lassen. Er war immer in seiner klappernden Mühle zu sehen, weiß bestäubt, mit seinem langen Bart, und dem Schoppschneisen. Sonntags in der Frühe gönnte er sich einen Spaziergang in die hochgelegenen Wälder, in denen er schon als Junge Räuber und Verwundet gepöbelt. Wenn jemand einen Weg wissen wollte, erfuhr er ihn am besten von dem Müller, der kannte die Wälder, er wusste ganz genau anzugeben, ob dort Tannen, Eichen, Fichten oder Buchen standen, er wusste sogar, daß an einem Kreuzweg, der jetzt längst verödet und verwachsen war, drei Eiben standen. Viele seltene Bäume hatte der Förster einst vor den Augen der beiden Brüder dort gepflanzt.

Selten traf man hier oben einen Wanderer, die meisten gingen auf den hellen, harten Eifel Landstraßen, die sich, mit Apfelbäumen besetzt, über die Hochebene schlängelten.

Die Wälder hier oben lagen im Herbst finster und leer. Hier konnte man in Einsamkeit schweigen, in Tannenduft und Höhenluft, man vernahm seinen Laut und wenn man aus dem Waldbusch heraustrat, breitete sich die Nordseife aus mit ihren schneidenden Ostschäften, die hier verstreut über der fruchtbaren Hochebene lagen, mit tiefzerklüfteten Tälern und wildwuchsenden Büschen. Tief unten schimmerte das rote Dach der kleinen Mühle, und man sah in der Sonne den Wasserlauf der Mühlenrinne, die von dem wildwuchsenden Bach in Bewegung gehalten wurden, funkelte und sprühte.

Jedemal, wenn der Hüttenschef zum erstenmal wieder in das Städtchen kam, galt sein erster Besuch dem alten Müller und dann stieg er hier herauf, um die wundervolle Fernsicht zu genießen.

Auch in diesem Herbst war er gekommen, hatte in der „Römischen Villa“ sein altes, stilles Zimmer neben dem Saal bezogen und stand nun hier oben am Rand des Waldes, entzückt und bezaubert von Luft und Stille, als er plötzlich hinter sich Schritte vernahm. Er sah einen Mann in grauem Anzug, der ein Bündel in der Hand trug, ein rotes Halstuch umgeschlungen und eine karierte Reisemütze auf dem dunklen Haar hatte, durch das Dickicht schritten.

Es war das erste Mal, daß er hier oben einem Menschen begegnete. Er rief ihn an, und der Unbekannte blieb stehen, schaute an seiner Mühle und fragte nach dem Weg nach der Schwanenflur.

Der Hüttenschef wies ihm, wie er zu gehen habe und zeigte ihm einen steilen Pfad, der durch das Dickicht geradeaus ins Tal führte. „Dort steht eine Mühle“, sagte er hinzu, „dort fragen Sie weiter.“

Der Mann dankte und verschwand in der bezeichneten Richtung. Der Hüttenschef sah ihm nach mit der unklaren Empfindung, der Mensch führt etwas im Schilde. An die Kapelle glaubte er nicht. Ein paar Tage später wurde der Besitzer der Walzmühle im Wald ermordet aufgefunden.

Der Alte hatte, wie gewöhnlich, des Sonntags Morgens seinen Frühspaziergang in den Wald gemacht und war nicht zurückgekehrt. Man schickte ihn erst am nächsten Morgen an, ihn zu suchen, denn an dem Sonntag hatte der Knecht Urlaub gehabt, die Ragd besorgte die Mühle allein und hatte die Polizei erst am anderen Morgen benachrichtigt. Viele Ausflügler hatten an dem schönen Herbsttag das Städtchen durchzogen, so daß es schwer war, die Spur des Täters zu finden. Die Tat war an einem Kreuzweg geschehen, der mitten im dichten Unterholz zwei Holzpfähle vereinigte. Der Tote lag mit dem Gesicht im Grase gegen den Baum. Es fand sich von dem Mörder weder eine Spur noch das Instrument, das er benutzt hatte. Das ganze Städtchen befand sich in großer Aufregung. Der Mord brachte die Gegend in Verwirrung. Noch nie war hier oben etwas Ähnliches geschehen. Der alte Müller war allgemein geachtet und beliebt. Der Knecht konnte sein Alibi beweisen, er hatte Verwundete im Nachbardorfe besucht, und sonst wußte man keinen

Menschen zu nennen, der als Täter in Betracht kommen konnte. Der alte Mann hatte keinen Feind gehabt. Das Wertwichtige war auch, daß der Tote keine Uhr und keine gefüllte Geldbörse noch bei sich trug. Es war also kein Raubmord gewesen. Was hatte den Täter bewogen, diesen stillen, alten Mann im Walde anzufallen?

Hatten sie Streit miteinander bekommen? Das war kaum anzunehmen bei der friedlichen Gemütsart des Müllers. Es blieb ein Rätsel.

Man durchsuchte die Wälder und die umliegenden Dörfer nach Handwerksburschen oder stellunglosen Arbeitern, die häufig die Gegend durchzogen, wenn die Ernte vorbei war.

Aber niemand fand sich, der für die Tat in Betracht kam. Es waren alles harmlose Wanderer, die man festnahm, um sie nach dem Verhör wieder laufen zu lassen.

Da bligte dem Hüttenschef die Erinnerung auf an jenen Stroh, der ihm oben im Wald begegnet war, und ihn nach der „Schwanenflur“ gefragt hatte. Er beschrieb den Mann, sein graues Jackett, die Mühle, das rote Halstuch, sein Bündel, die schwarzen, unklaren Augen. Einige Tage später kam ein alter Wälderhüter aus dem Rathaus an, das den Stadtbefehl des so geschickten Unbekannten gelesen hatte und meldete, daß ein solcher Mann in der Nacht nach dem Sonntag bei ihr gewohnt hatte. Er war bei Dunkelheit bei ihr eingetroffen, hatte nach einem Nachtquartier gefragt, und sie hatte ihm das leere Zimmer ihres Sohnes gegeben. Er hatte nichts zu essen verlangt, war gleich auf sein Zimmer gegangen, hatte nur um Waschwasser gebeten. Des Morgens hatte er, ohne zu frühstücken, sein Zimmer besichtigt und war bei Tagesanbruch schon weitergegangen. Wohin, wußte die Frau nicht. Sie bewohnte ihr Häuschen am Ausgang des Dorfes allein, war schwerhörig und sehr alt.

Die Kommission begab sich sofort in das kleine Haus. Das Gastzimmer lag noch unaufgeräumt, doch das Waschwasser war fortgeschoben, der Fremde mußte es auf die Straße geschüttet haben. Das Bett, der Fußboden, der Schrank, alles wurde genau untersucht. Aber es fand sich auch hier nichts Verdächtiges.

Der Hüttenschef war mitgegangen. Ihn hatte der plötzliche Tod seines alten Freundes erschüttert. Daß der Täter so spürlos verschwunden sein sollte, wollte ihm nicht in den Sinn, und während man noch beratend in dem engen Stübchen stand, schloß sich ihm aufmerklich in dem Zimmer umher. Aber dem Bett hing ein buntes Porzellanweihwasserfäßchen mit einem weissen geweihten Rosmarinstrauch. Plötzlich fiel sein Blick auf das Stüchchen Seife auf dem Waschtisch. Er nahm es in die Hand und bemerkte eine kleine, feine, hellgrüne Ragel, die daran klebte. Es war keine Tannennadel, sondern die einer anderen Baumart. „Es ist eine Eibennadel“, sagte der Kommissar, der sich ärgerte, daß er sie nicht entdeckt hatte.

Was wollte man damit? Solche Bäume gab es hier gar nicht. „Doch“, sagte der Hüttenschef plötzlich, „es muß hier Eiben geben, ich habe einmal davon gehört. An einem Kreuzweg sollen sie stehen. Man rief den Förster herbei. Er war noch jung und

erst kürzlich hergekommen. Er bestritt, daß es hier Eiben gäbe. Dann mußte er sie kennen.

Man ließ den alten Waldhüter kommen. Der betrachtete die Ragel lange, stieß biden Rauch aus seiner kurzen Pfeife und meinte dann: „Es gibt hier Eiben. Drei Stück, sie stehen an einem Kreuzweg im Dickicht.“ Und er erbot sich, sie zu finden.

Die Kommission, gefolgt von dem alten Waldhüter und dem Hüttenschef, begab sich in den Wald hinauf. Nach einem beschwerlichen Weg durch verwachsenes, dunkles Tannengrün und Unterholz, fand man den Kreuzweg, nicht weit davon, verborgen von einem Schlege dunkler Fichten, standen die drei Eiben, unter denen man den alten Mann mit dem Gesicht nach der Erde gefunden hatte. Wahrscheinlich hatte ihn der Täter nachträglich ins Dickicht geschleift. Damit hatte man den roten Faden, der aus dem Irrgarten herausleitete, gefunden.

Die Dörfer wurden alarmiert, die Wälder durchsucht, an allen Straßenecken liegte das weithin leuchtende rote Signal des Stadtbefehls, das nach dem verschwundenen Mann mit dem roten Halstuch fahndete.

Eines Tages brachten Holzhauer den Unbekannten aus dem Wald an. Er trug noch das Jackett, aber ein neuer Strohhut bedeckte seinen Kopf. Er hatte sich den schwarzen Bart abtraviert und das Haar geschnitten. Die alte Ragel des Müllers lagte bei seinem Anblick laut auf. Es war der Bruder des Müllers. Der Untersuchungsrichter sagte dem Mann die Tat auf den Kopf zu.

Dieser sträubte sich wie ein Stier gegen die Festlegung, er warf sich zu Boden, spielte den wilden Mann, verweigerte jede Auskunft. Seine Papiere waren gefälscht, aber die Leute aus dem Städtchen erkannten ihn wieder. Nach mehreren Wochen Untersuchungshaft ließ er eines Morgens den Untersuchungsrichter rufen und geknallt.

Er war der Bruder des Müllers. Er hatte beim Militär einem Kameraden die Uhr gestohlen und war flüchtig geworden, der Bruder hatte ihm das Geld zur Überfahrt nach Amerika gegeben. Aber er hatte drüber kein Geld gehabt. Arm und abgerissen, arbeitsscheu und verkommen, wie er in die Fremde gezogen war, er war wiedergekommen. Amerika hatte ihn ausgespiert. Er hatte von dem Reichtum seines Bruders gehört und war mit der Absicht gekommen, diesen zu besuchen, um sich dann des Erbes zu bemächtigen. Er hatte sich an dem Sonntag hier oben in dem Wald versteckt gehalten. Er wußte, daß sein Bruder jeden Sonntag in der Frühe hier heraufkam, und hier hatte er ihn erwartet. Und so war der Müller an jenem sonnenigen Sonntagsmorgen, als er, seine Pfeife rauchend, den steilen unbegangenen Steg zu dem Wald emporstieg, ahnungslos seinem Schicksal entgegengegangen. Sie hatten einander an jenem Kreuzweg getroffen, und nach einem kurzen Wortwechsel hatte er sich aber den alten Mann gestürzt und ihn erschossen.

Der Mörder zeigte keine Reue. Er wußte, was ihm bevorstand, er leugnete nicht mehr. Er wurde hingerichtet.

Und noch heute heißt die Stelle im Wald „die Mordstelle“. Von dem finsternen Fichtenschlag haben sich hell die feinen Zweige der Eiben ab, die an einem Sonntagsmorgen der Förster vor den Augen der beiden Brüder in die Heimat Erde gepflanzt ...

Die Welt der Frau.

Was schenke ich meinem Mann zu Weihnachten?

Frauen Sorgen in der Adventszeit. — Rücksicht auf die Liebhaber des Mannes. — „Unsichtbare“ Geschenke.

Von Hanna Pieske.

Während im allgemeinen die Frau Geheimnisse birgt, die für den Mann nicht immer angenehm sind, weil sie Nähe und Kopfzerbrechen verursachen und deren Klärung ihm eher heute als morgen willkommen wäre, hat sie in den Wochen vor Weihnachten ein Geheimnis, dessen Enträtselung am heiligen Abend für den Ehegatten völlig genügt, weiß er doch, daß es sich darum dreht, was er geschenkt bekommen soll. Während die physischen Rätsel, die die Frau aufgibt, in ihrer Natur begründet liegen, ist dieses Geheimnis vor Weihnachten ihrem Bedürfnis entsprungen, zu geben und zu beglücken. Und diesmal hat nicht der Mann, sondern die Frau es schwer, — es soll auch genau das sein, was sich der Mann gewünscht hat und seine Kosten müssen im Einklang mit den Mitteln stehen, die aus der Privattasche der Frau zur Verfügung sind. Es will scheinen, daß in diesen Zeiten der Not ein Geschenk einen viel höheren Wert bekommt, weil die Frau, wenn sie ihm den Charakter der Überraschung nicht nehmen will, dafür eine geraume Zeit sparen, also Opfer bringen muß, die sie aber gerne bringt, wenn sie weiß, daß sie mit ihrer Gabe einen lange verheißten Wunsch oder gar ausgesprochenen Wunsch erfüllt hat. Mehr denn je ist es also notwendig, daß die Frau nichts schenkt, womit der Mann nichts anfangen kann. Vorarbeit dafür muß sie eigentlich das ganze Jahr leisten, indem sie beobachtet, wo es fehlt, wo die Interessen des Mannes liegen.

Sie sind in der heutigen Zeit etwas anders als früher. Das hängt in erster Linie damit zusammen, daß der Mann nach aufreibender Berufsarbeit nicht nur das Bedürfnis hat auszuruhen, sondern daß er sich in vielen Fällen in seiner freien Zeit mit dem beschäftigen will, was ihm Freude macht, zumal er ja mit wenigen Ausnahmen keine diese Beschäftigung tagsüber in seinem Brotberuf ausüben darf. Früher war es leicht; da schenkte man dem Gatten eine Schlummerrolle, auf die nur ein Viertelstündchen gestützt war, oder eine neue Pfeife oder ein paar Pantoffeln, in denen er sich des Abends behaglich fühlen sollte. Die große Anzahl von Anregungen, die heute von außen kommen, rechtfertigen diese Geschenke nicht mehr so sehr. Natürlich haben viele den Wunsch, abends in ihrem Heim auszuruhen, zumal der Rundfunk ihnen die große Welt in die Stube trägt. Hier kann man also schon einhaken. Ein Rund-

funkgerät oder zusätzliche Teile dazu, zum Beispiel ein Lautsprecher, werden für den, der die Hauslichkeit liebt, stets willkommen sein. Ein anderer hat mehr geistige Passionen, er zieht die stille Welt des Buches der lauten des Radios vor. Hier heißt es für die Frau besonders intelligent sein. Einem Mann, der sich gerne in faszinierende und politische Werke vertieft, macht man keine Freude dadurch, daß man ihm einen Kriminalroman oder Gedichte schenkt. Wer die moderne Literatur mit Interesse verfolgt, darf keine dilettantenartigen zoologischen Wälder bekommen. Wer dazu noch am Buch den schönen Einband schätzt, ist nicht beglückt, wenn er ein broschiertes Exemplar eines Werkes bekommt, das er sich schon lange in Halbleder gewünscht hat. Da heißt es also aufpassen.

Weihnachten ist auch die Zeit, in der man Sparsamkeiten, die im Laufe des Jahres vielleicht notwendig geworden waren, im Rahmen seiner Möglichkeiten wieder mildern kann. Wer sich dazu entschlossen hatte, keine Zeitung abzubestellen, kann dem Mann damit eine Überraschung bereiten, daß er ihm ein neues Zeitungsabonnement seiner alten Zeitung überreicht. Für beruflich sehr überanstrengte Männer, die nicht in der Lage sind, sich auf ein Buch zu konzentrieren, bedeutet das Abonnement einer Zeitschrift, sei es nun eine belletrische oder wissenschaftliche, die Erfüllung eines Lieblingswunsches.

Aber dem Geistigen soll aber das Materielle nicht vergessen werden. Man kann es niemandem übel nehmen, wenn er am Tag der Bescherung bei der Entdeckung, daß ihm ein Buch geschenkt worden ist, äußert: „Sehr lieb von Dir, aber notwendiger hätte ich eigentlich ein Oberhemd oder einige Paar Socken gehabt.“ Dieser Enttäuschung für beide Teile muß die Frau zuvorkommen, indem sie sich den Wäschevorrat ihres Mannes ansieht und entsprechend ihre Einkäufe macht.

Mancher ist auch so uneigennützig, daß ihm nur das Vergnügen macht, was seine Angehörigen mit benutzen können. Das wäre zum Beispiel die Ergänzung der Wohnung durch ein Möbelstück, einen bequemen Stuhl, vielleicht eine moderne Lampe oder etwas Ähnliches.

Greifen wir noch einen andern Typ von Männern heraus, das sind die, die durch ihren Beruf gezwungen sind, gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen. Ihnen tut man den größten Gefallen, wenn man ihnen ermöglicht, gut gekleidet zu sein und darüber hinaus Kleinigkeiten zu haben, die von ihrer persönlichen Note zeugen. Wer einen Gesellschaftsanzug trägt, kann unmöglich ein beschmutztes Armband seiner Armbanduhr dazu tragen. Und wer gar sich in den Frack wirft, muß eine Taschenuhr aus edlem Metall tragen. Auch das alltäglich gebrauchte Zigaretten-Etui kann zu Weih-

nachten durch ein neues ersetzt werden, das durch seine geschmackvolle Form und sein wertvolles Material dem Mann in der Gesellschaft die Sicherheit gibt, die kein Kinderwertigkeitsgefühl auskommen läßt. Das gleiche gilt vom Feuerzeug oder der Perle im Schlips. Es ist nun einmal so: Männer sind Pedanten und legen großen Wert auf so etwas.

Bei der Auswahl dieser Art von Geschenken muß man berücksichtigen, daß all das Schmückende der Wert, das der Mann bei sich trägt, unsichtbar bleiben soll. Außer dem Ring, der nicht so leicht zu verlieren ist, und dessen Form und Stein vor allen Dingen auf den Bau der Hand Rücksicht zu nehmen hat, soll nichts zu sehen sein, wenn es an seinem Platz ruht. Diese Gegenstände müssen daher vor allen Dingen genügend flach sein, damit sie im Anzug keine Beule verursachen. Es sind Kleinigkeiten — aber das Eingehen auf Schwächen dieser Art, die jeder Mann hat, ist der Gradmesser für die Liebe, mit der das Geschenk ausgewählt ist.

In den Jahren der Arbeitslosigkeit ist es nicht selten der Fall, daß die Frau die Alleinverdienerin in der Familie ist und den stellunglosen Mann mit zu ernähren hat. Auf diese Tatsache muß die Frau wohl oder übel, wenn sie mit ihrem Gehalt auskommen will, und trotzdem Weihnachten nicht ohne ein besonderes Geschenk für den Mann vorübergehen lassen will, Rücksicht nehmen. Es hat sich deshalb eingebürgert, daß die Frau von ihrem Einkommen 20 oder 30 M. zurückbehält, um dieses Geld einer Lebensversicherung zu übergeben, sich also zu versichern, damit für das Alter vorgesorgt ist oder damit der Mann, wenn sie vor ihm sterben sollte, einen Betrag in der Hand hat, mit dem er sich wieder eine neue Existenz aufbauen kann. Früher war es umgekehrt, aber die Zeit, in der wir leben, hat ja so vieles gewandelt, unter anderem eben auch ist das Gesetz erschüttert, daß nur der Mann allein für die Frau zu sorgen hat. Die Lebensversicherungs-Police auf dem Weihnachtstisch ist die Konsequenz, die die Frau aus einer solchen Situation ziehen sollte.

Schenken ist eine Kunst, die wie jede gelernt sein will. Bestimmt macht ein Geschenk, das einem um 1/7 Uhr am Heiligen Abend eingefallen ist, und das man dann schnell besorgt hat, nicht die Freude, wie eines, das nach genauem „Studium“ erworben wurde. Wir Frauen sollten also auch in diesem Fall unserm Ruf, Fingerspitzengefühl für die kleinen Dinge des Lebens zu haben, Ehre machen.

Wenn Kinder trödeln . . .

Unart, Faulheit oder körperliche Schwäche?

„Mein Kind trödeln“ so viel! — Eine weit verbreitete Klage. — Was man gegen „trödeln“ tun soll. — Nicht immer ist trödeln Faulheit. —

„Mein Kind trödeln immerfort!“ Diese Klage hört man täglich von zahlreichen Vätern oder Müttern. Darunter verstehen sie entweder langsame Arbeiten der Kinder oder Unlust zu irgend einer Beschäftigung, Trägheit der Bewegung und Neigung, vor sich hinjudammern und sich mit sich selbst zu beschäftigen. Die Eltern nehmen in den meisten Fällen an, daß es sich um Unarten handelt, die den Kindern abgewöhnt werden müssen. In vielen Fällen ist das Trödeln allerdings eine Art von Charakteranlage. Es gibt unter Kindern wie unter den Erwachsenen Personen, die sehr schnell arbeiten und denken, während andere schwerfälliger im Handeln und Überlegen sind, ohne dadurch minderwertiger zu sein. Das alte Sprichwort „Was lange währt, wird gut!“ gilt auch für diese Menschen in den meisten Fällen. Falls es sich aber um Kinder handelt, die nicht von langsame Art sind und trotzdem trödeln, dann wird es in sehr vielen Fällen an irgend einem körperlichen Unbehagen oder Gebrechen liegen, das nicht erkannt wird, weil es sich nicht in krankhafter Weise äußert und aus dem Grunde auch von den Eltern nicht in einen Zusammenhang mit der sogenannten Trödelei gebracht wird. Diese Trödelei entspringt nämlich oft einer Minderleistung, die in irgend welchen Störungen der Organe, des Blutumschlags oder des Stoffwechsels ihre Ursachen haben kann. Häufig wurde festgestellt, daß derartige Kinder zuerkrankt sind, von denen man bisher nur glaubte, daß sie faul oder langsam seien. Die Zuckerkrankheit schwächt den Körper, besonders eines noch nicht voll Erwachsenen in ungemessener Weise, und man tut den Kindern bitter Unrecht, wenn man sie zur schnelleren Tätigkeit antreibt, ohne zu wissen, ob sie nicht aus inneren Ursachen langsam sind. Auch eine leichte Anomalie des Herzens, die nicht geradezu eine schwere Krankheit zu sein braucht, kann dazu führen, daß die Kinder langsamer als ihre Altersgenossen. In diesen beiden Fällen muß selbstverständlich der Arzt befragt werden. Erstreulicherweise ist die Zuckerkrankheit bei Kindern sehr selten, wenn sie auch in der letzten Zeit leider an Häufigkeit zugenommen hat. Gegenüber der Verbreitung dieser Krankheit in höheren Lebensaltern ist sie aber auch noch bei Kindern verschwindend gering. Anormale Herzstätigkeit kommt dagegen schon häufiger vor. Sie dürfte in sehr vielen Fällen eine der Hauptursachen für die Trödelei sein. Auch Bleichsucht und Blutmangel gehören hierher. Früher waren besonders die jungen Mädchen zwischen 10 und 16 Jahren meistens bleichsüchtig. Jetzt, in dem Zeitalter der richtigen Ernährung und des Sportes, gehört diese Krankheit erfreulicherweise zu den Seltenheiten. Sie ist besonders in den früher ausgeprägten Zuständen, heute geradezu verschwunden. Das heißt aber nicht, daß nicht trotzdem dieses oder jenes Kind bleichsüchtig oder blutarm ist, auch, wenn dieses Leiden nicht in so schwerer Form auftritt, daß dagegen bereits von den Eltern Maßnahmen getroffen werden. In allen diesen Fällen handelt es sich um eine Anomalie, um ein körperliches Gebrechen, das Minderleistung und Trägheit zur Folge hat. Besonders die zahlreichen jungen Mädchen, die wegen ihres Trödelns von den Eltern und Erziehern angeheftigt werden, erweisen sich bei Untersuchungen stets als bleichsüchtig. Es zeigte sich also, daß ihre Trägheit, Langsamkeit oder Personnenheit durchaus nicht eine Unart war, sondern die Folgeerscheinung eines geschwächten Körpers. Diese Kinder mußten und müssen also nicht erzogen und bestraft, sondern behandelt werden. Auch leichte Formen von Rachitis sind besonders bei Kindern in sehr jungem Alter die Ursachen für eine oft getadelte Trödelei. Auch hier ist richtige Ernährung, viel Sonne und Luft am Plage, aber nicht der Vorwurf. So gibt es noch zahlreiche andere Möglichkeiten, die in der geschwächten Natur der Kinder bestehen. Nicht alle Organe aller Kinder sind gleich kräftig und widerstandsfähig. Auch wenn die Kinder nicht krank sind, so können sie sehr schwache Körperverfassungen haben. Wir wissen, daß sowohl Friedrich der Große als auch Bismarck in den ersten Jahren so schwach waren, daß man ihnen kein langes Leben gab. Falls es sich bei diesen Schwächen nicht um organische Fehler handelt, so belagen sie für die Entwicklung der betreffenden Personen gar nichts, denn man „wächst sich aus“, wie der Volksmund sagt, das heißt mit dem zunehmenden Alter und der zunehmenden körperlichen Entwicklung verschwinden diese Schwächenanlagen von selbst. Trotzdem aber können sie im jugendlichen Alter, wenn sie den Körper stark beherrschen, die Veranlassung zu allerlei unangenehmen Erscheinungen sein, die als trödeln ausgelegt werden, während sie doch in Wirklichkeit nichts weiter sind, als Auswirkung eines Körperzustandes, für den die Kinder nicht verantwortlich gemacht werden können. Man erkennt daraus, daß in den allermeisten Fällen sicherlich das

Wintermäntel und Kostüme.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Belour diagonal bildet das Material des Mantels. Große Pelzgarnitur aus Wallabie. Der Mantel setzt sich aus längs- und quergestreiftem Wollstoff zusammen. Kragen, Revers und Muff sind aus Nutria gearbeitet. Grüner Belour-Mantel mit kleinem Cape. Um den Hals legt sich ein schmaler Pelzstreifen. Sportkostüm, der Rock ist aus schottisch-kariertem Stoff mit tief eingelegten Falten. Das kurze Samtjäckchen ist mit Bismarck garniert. Flottes Sportkostüm aus braunem Wollstoff. Die breiten Revers geben dem Anzug ein festes Ansehen.

Jogeannte Trödeln weder eine Unart, noch eine Faulheit ist, sondern, daß es sich um Krankheiten oder Schwächen handelt, also bedauernde Kinder, die den Vorwürfen der Eltern oder Erzieher ganz zu Unrecht ausgelegt werden. Darum müssen die Eltern in all den Fällen, in denen sie sich wegen des Trödelns der Kinder beklagen, in erster Reihe einmal den körperlichen Zustand der Kinder feststellen lassen.

Exprobt und bewährt!

Essensdunst aus der Küche und danebenliegenden Räumen ist leicht zu entfernen, wenn man in eine Schüssel heißes Wasser 2-3 Tropfen Lavendelöl träufelt.

Feuchtes Schuhwerk wird beim Trocknen leicht brüchig. Um das zu vermeiden, ist es ratsam, das Leder mit warmem Wasser abzuwaschen und dann sorgfältig mit Rizinusöl einzureiben.

Schnittblumen halten sich noch einmal so lange frisch, wenn in dem Wasser eine Aspirin-Tablette aufgelöst wird.

Zwiebelgeruch entfernt man von dem Messer, mit dem man sie geschält hat, wie auch von den Händen, durch Waschung in kaltem Wasser. Durch heißes Wasser wird der Zwiebelgeruch nur noch penetranter.

Moden- und Stofflede sind äußerst hartnäckig und trotz langjähriger Bemühungen aus der Wäsche nicht zu entfernen. Mit Erfolg hat man folgendes Verfahren angewandt: Zunächst werden die Flecke mit Butter eingerieben, dann streicht man angefeuchtete Pottasche darüber. Man reibt die Wäsche kräftig durch und die nächste Bleiche wird auch den letzten Schein verschwinden lassen.

Fettflecke aus Seide entfernt man folgendermaßen: Man benetzt den Fleck mit Branntwein und läßt den Stoff eine Stunde ruhig liegen. Nun bestreicht man die Stelle mit Gelb und reibt leicht mit den Fingern. Hierauf wird mit frischem Wasser nachgewaschen und leicht ausgedrückt. Das Verfahren ist gegebenenfalls zu wiederholen. Man kann sie auch mit einem Brei aus Magnesia und Benzin bestreichen, den man nach dem Trocknen abtrifft. Auch Abreiben mit Benzin oder Äther genügt oft schon.

Der Jugendfreund.

Mit der Werkstatt auf die See hinaus

Echte japanische Ladarbeiten sind eine hochgeschätzte und kostbare Ware. Man muß allerdings wissen, die meisten der bei uns als Japanware verkauften Ladaarbeiten sind nicht echt. Die spiegelblanken Kästchen und Teebretter mit den goldenen Bögen und Landschaften sind fast niemals in Japan hergestellt. Erst in neuester Zeit fertigen findige Chinesen derartige Gerate für den Geschmack des Europäers an, um es dann zu uns auszuführen. In China selbst, oder gar in Japan, würde es bestimmt unverkäuflich sein.

Echte japanische Ladaarbeiten sind stumpf und ohne Glanz. Die besten Erzeugnisse haben die tiefblaue Schwärze. Wie der echte japanische Lada hergestellt wird, weiß kein Europäer. Man weiß nur, er wird aus Baumharzen bereitet, man kennt sogar einzelne Baumarten, die das Rohmaterial dazu liefern, aber die Zusammenlegung ist ein Geheimnis.

Auf überaus dünnes Holzgerüst wird die Ladamasse aufgetragen. Es ist verschiedener Lada, je nachdem es sich um Untergrund oder Deckflächen handelt. Und der Lada wird immer sehr dünn aufgetragen. Je dünner, also je mehr Schichten übereinanderliegen, desto schöner und kostbarer wird dann der fertige Gegenstand sein. Malereien auf dem Lada sind selten, meist werden die Geräte durch Einlegen von Perlmutt oder Halbedelsteinen geziert.

Echte Ladaarbeiten sind so haltbar, daß man sie unbedenklich über das Feuer stellen und in ihnen kochen kann wie in einem eisernen Topf, dem sie auch an Härte vollkommen gleich sind.

Der schlimmste Feind bei der Anfertigung von Ladaarbeiten ist der überall umherfliegende Staub. So lange die Oberfläche noch feucht ist, hängen sich Staubkörper an und verderben das Kunstwerk. Um dieser Gefahr zu entgehen, haben sich die Künstler ein eigenartiges Verfahren ausgedacht. Ein Segelschiff wird mit den zu bearbeitenden Gegenständen beladen, und dann fährt es so weit in die See hinaus, bis völlig staubfreie Luft erreicht ist. Hier wird in den peinlich sauber gehaltenen Räumen lackiert, die Ware

sorgsam vor direktem Sonnenlicht geschützt getrocknet. Erst wenn der Lada so hart wurde, daß ein Ankleben des Staubes nicht mehr zu befürchten ist, kommt das Schiff zur Küste zurück.

Die Mannschaft muß sich während der Zeit mit kalter Kost begnügen, kein Feuer darf an Bord brennen, die fliehende Asche würde den Lada verderben.



In staubfreier Luft — an Bord eines Schiffes — stellen die Japaner ihre kostbaren Ladaarbeiten her.

Natürlich lassen sich solche Fahrten nur bei besonders günstiger Witterung unternehmen, sie lassen sich nur im Sommer ausführen. Die halbfertigen Gegenstände stehen dann wieder ein ganzes Jahr lang in luftigen Schuppen; dann ist die Schicht so hart, daß man eine neue aufragen kann. — Es ist kein Wunder, wenn der Preis für gute Ladaarbeiten den von Edelporzellan weit übertrifft, ja sogar höher ist als der des Silbers.

Das Reich der Technik.

Fortschritte beim Tonfilm.

Von Ernst Trebesius.

Nach Ansicht des ungarischen Erfinders Dönes von Mihaly, bekannt geworden durch seine Versuche mit Fernsehapparaturen, soll zwar im Kino der Zukunft anstelle des bisher üblichen Zelluloidfilms ein magnetisiertes Stahlband abrollen, doch ist es vorläufig noch nicht soweit. Einziges muß die Filmindustrie noch mit dem etwas leicht entzündlichen und auch leichtzerbrechbaren Filmband auskommen, und ungeachtet einer später eintretenden Umwälzung im Sinne der Anschauungen Mihalys ist sie unablässig am Werk, um die Apparaturen für die Aufnahme und Wiedergabe der Filme immer mehr zu vervollkommen. Dies gilt vor allem von dem Tonfilm, dessen akustische Fragen noch nicht so recht zufriedenstellend gelöst sind.

Welche mannigfaltigen Aufgaben gerade auf diesem Gebiete noch zu bewältigen sind, lehren mit eindringlicher Deutlichkeit mehrere Vorträge, die auf der diesjährigen Tagung der Mathematiker und Physiker in Bad Elster gehalten wurden. Im Rahmen der physikalischen Hauptthemen: Photozelle und Tonfilm, wurden die akustischen Fragen des Tonfilms mit tiefgründender Gründlichkeit behandelt, und diese auf praktische Aufgaben gerichtete Forschungstätigkeit der Wissenschaft dürfte schon in verhältnismäßig kurzer Zeit für die ungezählten Millionen der Tonfilmkinozuschauer eine Steigerung des Kunstgenusses im Gefolge haben.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Reinheit der Wiedergabe eines Tonfilms ist die Akustik eines Raumes. Die ideale Forderung, daß die Tonfilmtheater überhaupt keinen Nachhall besitzen sollten, dürfte sich in Zukunft durch Gemeinschaftsarbeit von Physiker und Architekt erreichen lassen. Zurzeit leidet die Wiedergabe der Tonfilme in manchen Filmtheatern an diesem sogenannten Nachhall. Dieser entsteht, wenn Schallwellen von den Wänden mehrfach zurückgeworfen werden und dann sekundenlang weiterklingen. Dieser Nachhall pflegt vor allem in manchen Kirchen sehr lang zu sein. Wenn er, wie z. B. im Mainzer Dom, bis zu 14 Sekunden Dauer aufweist, dann kann der Fall eintreten, daß auf bestimmten Plätzen die Sprache völlig unverständlich wird und die Töne der Musik sich völlig vermischen. Da die Reinheit der Sprache und der Musik durch die verschiedenen Apparaturen der Aufnahme und Wiedergabe und durch die erforderliche Klangverfälschung mittels Lautsprecher ohnehin schon etwas mehr oder weniger beeinträchtigt wird (das gleiche Ubel, das auch beim Rundfunk wohl niemals gänzlich behoben werden kann), so tritt durch etwa auftretenden Nachhall der ohnehin schon in Kauf zu nehmende Verlust der Unmittelbarkeit des Genusses noch härter in Erscheinung.

Bei neu zu errichtenden Tonfilmtheatern kann es der Architekt durch parabolische Gestaltung der Decke erreichen, daß der Nachhall in Fortfall kommt und die Akustik des Raumes so gut wird, daß alle von den in entsprechender Weise angeordneten Lautsprechern ausgehenden Töne und Geräusche auf allen Plätzen des Kinos gleich gut verstanden werden.

Von einer Verbesserung der Lautsprecher selbst verspricht sich der Ingenieur Hans Vogt eine reinere Wiedergabe aller Töne und Geräusche der Tonfilme. Hans Vogt war einer der ersten Pioniere des Tonfilms. Mit Dr. Engel und Joseph Masole bildete er bereits im Jahre 1918 die Arbeitsgemeinschaft „Tri-Ergon“ (das „Wert der Drei“), die sich die Schaffung des sprechenden Films zum Ziel gesetzt hatte und dieses Ziel auch nach fünf Jahren eifrigster Gemeinschaftsarbeit als erste erreichte. Der von Vogt auf der Tagung in Bad Elster vorgeführte Lautsprecher erzeugt den Ton nicht

durch Erregung eines Elektromagneten, sondern durch Veränderung der Kapazität von Kondensatoren.

Die Fachleute begnügen sich aber nicht nur mit der Verbesserung der Wiedergabeapparaturen und mit der Raumakustik der Vorführtheater, sondern sind auch eifrig bemüht, die Aufnahmeapparatur ebenfalls von vorhandenen Mängeln zu befreien. So konnte Dr. C. Müller, Berlin, einen Aufnahmeapparat vorführen, der ohne die bisher übliche Kerkzelle auskommt. Bei der Aufnahme eines Tonfilms benutzt man zur Aufnahme der Töne die vom Rundfunk her bekannten Mikrophone. Die in den Mikrophonen erzeugten Sprechströme werden verstärkt, durch Kontrolllautsprecher abgehört und alsdann den Tonaufnahmeapparaten zugeleitet. Die Umwandlung der Sprechströme in Lichtschwankungen erfolgt bei den deutschen Aufnahmeapparaten mit Hilfe der Kerkzelle. Die von dem englischen Physiker Kerr erfundene Zelle beruht darauf, daß Nitrobenzol, Chloroform und andere Flüssigkeiten ihre Lichtdurchlässigkeit ändern, wenn sie zwischen die Platten eines Kondensators gebracht werden. Die Flüssigkeiten wirken dabei doppelbrechend. Je größer die auf sie einwirkende Spannung ist, um so mehr wird der Lichtstrahl von ihnen aus seiner Ebene gelenkt. Da die bei

der Herstellung eines Tonfilms gespielte Musik, der Gesang usw. auf einem Film festgehalten werden müssen (sofern man dazu nicht Grammophonplatten benutzt), und der Film nur Lichteindrücke verzeichnet, so gilt es also, die Schallwellen auf den Lichtstrahl einwirken zu lassen, ihn also im Rhythmus der Töne zu beeinflussen. Zu diesem Zweck bedient man sich eben dieser Kerkzellen, die allerdings den Nachteil haben, daß sie hohe Hilfsspannungen erfordern und daß die Apparatur ziemlich schwer ausfällt.

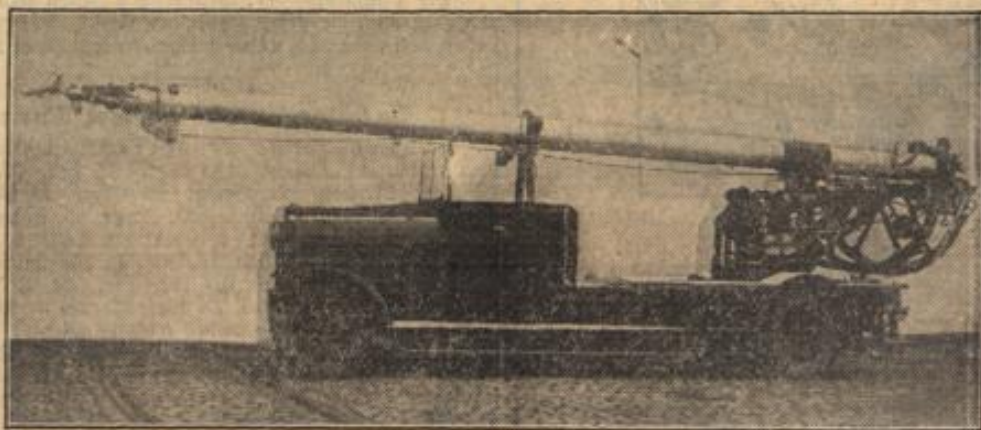
Statt einer Kerkzelle benutzt Dr. Müller ein hauchdünnes Metallhäutchen von einigen Zehntausendstel Millimeter Stärke, deren Gewicht nur ein fünftausendstel Gramm beträgt. Auf dieses empfindliche Metallhäutchen wird der Lichtstrahl eines kleinen Drei-Batt-Lämpchens geleitet. Verfolgen die Schallwellen der Musik, des Gesangs usw. das Metallhäutchen in Schwingungen, dann biegt es sich entsprechend durch, und der Lichtstrahl des Lämpchens wird in seinem Lauf geändert. Der Vorzug dieser Erfindung besteht darin, daß die ganze Apparatur nur eine kleine Hilfsspannung von 80 Volt benötigt, wofür eine kleine Batterie ausreicht. Der Erfinder hofft seine Erfindung noch so weit vervollkommen zu können, daß sie ohne Schwierigkeiten mit an der Bildfilmkamera befestigt werden kann. Womit die Aufnahme von Tonfilmen außerhalb des Ateliers, wie es z. B. bei der tönenden Wochenschau erforderlich ist, eine sehr wünschenswerte Vereinfachung erfahren würde, da der schwere Gerätewagen nicht mehr mitgeführt werden braucht.

Ein neuartiges Feuerwehrgerät.

Im Lande der Wolkenträger gehören die sogenannten „Wassertürme“ zu den unentbehrlichsten Geräten der Feuerwehr, weil es vielfach überhaupt nur mit ihrer Hilfe möglich ist, Brände in den oberen Stockwerken der Hochhäuser wirksam zu bekämpfen. In Europa sind wir bisher ohne ein solches Gerät auskommen und benutzten, wenn die Bekämpfung des Feuers über die Haustreppen nicht durchführ-

wesentlichen den gleichen Einrichtungen neuzeitlicher Automobilführer.

Zur Erfüllung seiner Aufgabe als Wasserturm ist an seiner Spitze ein im vollen Kreise schwenkbares Benzenstrahlrohr angebracht, das durch ein am Masthülse angeordnetes Handrad bedient wird. Eine ineinanderschleibbare Druckwasserleitung aus Kupferrohren vermittelt die Wasserzu-



Der neue Teleskop-Mast, der als Wasserturm und als Kran für die europäischen großstädtischen Feuerwehren geschaffen wurde.

bar war, für den Löschangriff die großen Leitern, die ursprünglich in der Hauptsache als Rettungsgerät gedacht waren.

Mit dem Erscheinen der Hochhäuser in den europäischen Großstädten hat sich jedoch das Fehlen der in Amerika so bewährten Wassertürme als empfindlicher Mangel herausgestellt, und aus diesen Erwägungen heraus hat vor kurzem die deutsche Feuerwehrgüter-Industrie einen Teleskop-Mast herausgebracht, der auf der diesjährigen Internationalen Feuerwehr-Ausstellung in Paris die Bewunderung der aus ganz Europa zusammengekommenen Fachleute fand.

Der deutsche „Wasserturm“ unterscheidet sich in mehrfacher Beziehung sehr erheblich von seinen amerikanischen Vorbildern. Er ist in der Ausführung wesentlich einfacher und demgemäß auch leichter zu bedienen. Vor allem ist er nicht nur Wasserturm, wenn dies auch sein Hauptzweck ist, sondern er kann auch als Kran und als Rettungsgerät benutzt werden.

Der Teleskop-Mast wird für Längen bis zu 40 Meter und zwar entweder aus nahtlosen Stahlrohren oder aus Gitterträgern mit viereckigem Querschnitt gebaut, die teleskopartig ineinandergeschieben werden. Aufgebaut ist der Mast auf einem normalen Automobil-Drehleiter-Fahrgestell. Auch die Lagerung und der Antrieb, sowie die Sicherungs- und die Anzeigevorrichtungen entsprechen im

fuhr. Das erforderliche Betriebswasser wird entweder von einer im Fahrzeug eingebauten Motorpumpe oder von einer Automobilspritze geliefert.

Für seine Verwendung als Hebezeug ist am oberen Ende des untersten Mastteiles eine Lese angebracht, in die im Bedarfsfalle ein Flasenzug eingehängt werden kann. Der Arbeitsbereich des Mastes als Kran ist nicht auf die Längsseiten des Fahrzeuges beschränkt, sondern es können mit ihm auch Lasten gehoben werden, die sich hinter seiner Rückseite befinden.

Für die Benutzung des Mastes als Rettungsgerät besteht die Wahl zwischen zwei Ausführungen. Die eine hat die Gestalt einer einfachen Fördereinrichtung mit Rettungsförderer, der am Ende eines Seiles hängt, das über eine an der Mastspitze befindliche Rolle geführt wird. Der aus Segeltuch bestehende und durch ein Stahlrohrgestell versteifte Rettungskorb hat eine senkrechte Bewegungsrichtung. Die andere Ausführung besteht in einem zweistöckigen Fahrgestell, der sich auf einer auf die Mastteile aufgeschweißten Zahnstange bewegt. Der Antrieb geschieht mechanisch vom Mastgetriebe aus, die Steuerung durch den mitfahrenden Feuerwehrmann. Eine selbsttätige Sicherheitsbremse verhindert das Absinken der zulässigen Höchstgeschwindigkeit und beugt somit Unfallmöglichkeiten vor.

Neuer Berliner Hochhausbau.

Der Potsdamer Platz, der Brennpunkt des Berliner Verkehrs, war in letzter Zeit der Schauplatz eines Bauvorganges, der selbst in der an Höchstleistungen nicht gerade armen Baugeschichte Berlins seinesgleichen sucht. In 68 Arbeitstagen wurde an der Ecke der Friedrich-Ebert- und Bellevuestraße hinter dem großen Kellamezaun ein



Columbus-Haus (Stahlblettbau) am Potsdamer Platz in Berlin.

Stahlblettbau, das 14stöckige Columbushaus, zulehends in die Höhe. Dieses Bauempe, das den vielfach bewunderten Rekordbauzeiten der amerikanischen Wolkenträger kaum nachsteht, und die musterhafte Organisation imponierten selbst den verwöhnten Berlinern. Heute ist das Stahlblett des Columbushauses, dessen imposanter Entwurf ein Werk des bekannten Architekten Erich Mendelsohn ist, bereits mit Ziegeln ausgefüllt, so daß der Winter zur Durchführung des Innenausbauens ausgenutzt werden kann.

Diese bautechnische Höchstleistung ist umso höher zu bewerten, als an dieser exponierten Stelle der starke Verkehr den Bauvorgang oftmals störend beeinträchtigt.

Das Columbushaus soll mit seiner musterhaften Dachterrasse zunächst als Café- und Bürohaus, später als Warenhaus Verwendung finden.

„Autolux“

die selbstleuchtende Zusatzscheibe für Selbstanschluß-Fernsprechapparate.

In letzter Zeit ist die Automatisierung der Fernsprechämter rapide vor sich gegangen und schreitet täglich weiter fort, so daß in absehbarer Zeit der ganze Telefonbetrieb in Deutschland automatisiert sein dürfte.



Bei allen seinen Vorzügen hat der automatische Fernsprechapparat jedoch den Nachteil, daß die Zahlen unterhalb der Griffscheibe liegen und teilweise durch die Hand verdeckt werden. Auch ist die Herstellung einer Telefonverbindung im Dunkeln nicht möglich.

Diesen beiden Ubeln hilft nun die Autolux-Zusatzscheibe ab. Dadurch, daß die Zahlen auf der Autoluxscheibe

außerhalb stehen, sind dieselben von allen Seiten stets sichtbar und kann jede Nummer ohne weiteres hergestellt werden. Außerdem sind die Zahlen auf der Scheibe mit Leuchtmasse versehen, so daß dieselben im Dunkeln leuchten und deutlich zu erkennen sind. Es kann also jede telefonische Verbindung mitten in der Nacht ohne Licht hergestellt werden. Die Leuchtmasse ist daher eine sehr wichtige Einrichtung zum Schutze des Publikums, besonders wenn Lebensgefahr infolge Einbruchs oder Feuers droht.

Störungsfreie doppelte Rückkopplung

Die Schirmgitterröhre vereinfachte den Aufbau guter Fernempfänger. Sie ermöglicht nämlich schon durch eine Verstärkerstufe eine sehr beträchtliche Hochfrequenzverstärkung und damit das Herinholen sehr entfernteter oder schwacher Sender, denn das Audion, das ist die Röhre, die die Frequenz von der hochfrequenten Trägerwelle scheidet, braucht eine gewisse Hochfrequenzenergie, um anzusprechen.

Ein anderes Mittel, dem Audion möglichst viel Hochfrequenzenergie zuzuführen, ist die Entdämpfung des Abstimmkreises vor dem Audion durch die Rückkopplung. In modernen Fernempfängern wird beides angewandt, Hochfrequenzverstärkung durch Schirmgitterröhre und das rückgekoppelte Audion. Diese Kombination hat viele Vorteile. Die zwei Abstimmkreise geben dem Gerät eine hohe Trennschärfe, die Schirmgitterröhre eine erhebliche Hochfrequenzverstärkung und die Rückkopplung im zweiten Kreis eine weitere Empfindlichkeitssteigerung, ohne daß ein Rückkopplungspfeifen in den ersten Kreis und damit in die Antenne gelangen kann. In einem neuen Siemens-Empfänger ist nunmehr die Rückkopplung auch auf den ersten Abstimmkreis ausgedehnt. Durch diese doppelte Entdämpfung wird die Empfangsempfindlichkeit auf das Äußerste gesteigert, so daß hier mit nur drei Röhren lautstarker Fernempfang erreicht wird. Beachtenswert ist, daß die Rückkopplung auf den ersten Kreis so ausgebildet ist, daß auch hier keine Störerschwingungen auftreten und abgekratzt werden können.